Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 51 (1968)
Heft: 6

Artikel: Realutopist Jesus
Autor: Mächler, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411637

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ten bald an allen deutschen Hochschulen immer nachdrücklicher erhoben: «Mitbestimmung von Studenten und Assistenten bei der Berufung neuer Professoren, bei Prüfungen und Auswahl des Lehrstoffes und der Forschungsvorhaben, in den Senaten der Universitäten.»
Zu diesen brennenden Reformaufgaben der Universität traten aber noch politische Forderungen: die Allgemeinen Studentenvertretungen (AStA's) in der BRD sollten auch Stellung nehmen zu den Fragen der grossen Politik, etwa zum Vietnam-Krieg oder zu der Notstandsgesetzgebung. Proteste und Demonstrationen sollten dazu dienen, die unhaltbaren Zustände an den Universitäten bekanntzumachen und für die Hochschulreform und die politischen Forderungen zu werben.

«Mit jeistichen Waffen war dem Aas ja nich beizukommen!»

Dieser Ausspruch zirkulierte im Jahr 1932, als in der Universität Berlin eine jüdische Studentin von nationalsozialistischen Kommilitonen brutal zusammengeschlagen worden war. Er ist heute wieder aktuell geworden. Das sei belegt mit zwei Stellen aus dem Brief eines deutschen Studenten, erschienen im «Aargauer Tagblatt» am 15. Mai 1968:
«Alle aktiven Studenten wollen die Verbesserung der Hochschulstruktur und eine stärkere Demokratisierung. Der SDS will das auch, aber darüber hinaus die sozialistische Gesellschaft. Und man ist der Ansicht, dass der Prozess der Revolution nur mit Hilfe von Aktionen in Gang gesetzt werden kann. Sollen sie wirksam sein, so müssen sie provozierend sein. So kommt es, dass die linken Studenten die morschen, unwahrhaftigen Stellen der bundesdeutschen Gesellschaft und Politik blosslegen. Gerade an diesen Stellen fehlen den Verteidigern der jetzigen Ordnung die Argumente. Die Reaktion ist gekennzeichnet durch politische Hilflosigkeit und gewaltsames Zurückdrängen der Angreifer. Beides erreicht bei den Studenten eine gewisse Solidarisierung. So kommt es, dass der SDS und seine Aktionen auch von einem Teil derjenigen unterstützt werden, die durchaus nicht die sozialistische Gesellschaft wollen.»
«Wir meinen, dass es in einem demokratischen Staat möglich sein muss, seinem Protest gegen ein Presseimperium (gemeint ist Springer) dieses Ausmasses dadurch Ausdruck zu geben, dass man sich auf die Strassen, durch die die Auslieferungswagen fahren, setzt und versucht, die Auslieferung der Zeitung zeitweise zu verzögern und zu verhindern. Es hat sich aber gezeigt, dass in der Bundesrepublik eine wirksame Demonstration etwa dieser Art nicht geduldet wird. Denn die so Demonstrierenden werden nicht etwa fortgetragen (wie in England und Dänemark zum Beispiel), sondern fortgeprügelt. ... Wenn das Schleudern der Steine verurteilt wird — auch ich tue das —, so muss doch bedacht werden, dass Steine erst fliegen, seitdem Studenten und andere Demonstranten sinnlos zusammengeschlagen werden. Und das ist das Deprimierende: die **Unfähigkeit zur Auseinandersetzung und die Brutalität der Staatsgewalt.»**

Warum ist es in der Schweiz nicht so?

An keiner Schweizer Hochschule gibt es ähnliche Reformbewegungen oder gar Demonstrationen und Schlägereien wie in den umliegenden Ländern Deutschland, Frankreich, Italien. Zwar wird in den Zeitungen die FSZ, die «Fortschrittliche Studentenschaft Zürich», angeprangert als Dutschke-Ableger, aber sie ist eine kleine Gruppe (45 Mitglieder) und hat bei weitem nicht den Einfluss wie der SDS in der BRD. Ebensowenig die linken Gruppen «Vereinigung progressive Hochschule» (VPH) und «forum politicum» (fp) in Bern. Das gehört wohl auch zum schweizerischen Föderalismus: die Universitäten sind kantonal, also sind auch die fortschrittlichen Studentengruppen kantonal. In der schon erwähnten Nummer der «Neutralität» wird darauf hingewiesen, dass der Anteil an ausländischen Studenten an den Schweizer Universitäten verhältnismässig hoch sei, nämlich in Bern 12,7 %, Zürich 16,2 %, ETH 18,0 %, Basel 30,8 %, Genf 49,1 %; Schweiz 28,3 %. Diese Ausländer sind natürlich froh, in der Schweiz in Ruhe studieren zu können, und haben keinerlei Interesse daran, an Reformbewegungen oder politischen Demonstrationen teilzunehmen. Auch ist der Generationenkonflikt in der Schweiz weniger brennend als etwa in Deutschland, wo die Grossväter die Träger und die Väter die Opfer des Hitlergeistes waren, während die Söhne von der Vergangenheit nicht belastet sind.
Schliesslich weiss jeder Schweizer, dass die Mühle der Demokratie langsam mahlt. Wenn in verschiedenen Kantonen von der Gründung eigener Hochschulen gesprochen wird (z. B. im Aargau und im Kanton Luzern), so ist doch etwas im Tun. Auch wenn es noch lange nicht verwirklicht ist, so hilft es doch der Staatsgewalt argumentieren, und sie kann auf das Dreinschlagen verzichten. Pflicht jedes Demokraten aber ist es, für eine rasche und gründliche Hochschulreform auch in der Schweiz einzutreten.

Alwin Hellmann

Realutopist Jesus

Jeweilen vor den hohen Feiertagen klappern in der ganzen Christenheit pfarrherrliche Schreibmaschinen, um die Zeitungen mit erbaulichen Leitartikeln zu versorgen. Pfarrer mit bekanntem Namen sind besonders begehrte Lieferanten dieser Ware. Zu ihnen gehört der als Erbauungsschriftsteller, Dichter und Kulturkritiker hervorgetretene Pfarrer **Kurt Marti** in Bern. Ostergedanken von ihm konnte man dieses Jahr gleich in zwei grossen Schweizer Zeitungen lesen, in der «Tat» und in der «National-Zeitung». Der in der «Tat» erschienene Artikel hat den grandiosen Titel «Die göttliche Realutopie». Sein Kernsatz lautet: «An Ostern, mit der Auferweckung des ‚Utopisten' aus Nazareth, hat Gott sich zu dessen Reich-Gottes-‚Utopie' bekannt.» Die Wörter «Utopist» und «Utopie» sind in Anführungszeichen gesetzt, um anzudeuten, dass Jesus nicht im landläufigen Sinn Utopisches, das heisst Schwärmerhaftes, Unmögliches gewollt habe, dass vielmehr bei dem Gotte Jesu «die Verwirklichung einer zukünftigen Welt, deren Lebensgesetz die Liebe zum Nächsten und selbst zum Feind sein wird», möglich sei.
Lassen wir vorerst ungeprüft, was von der Auferweckung zu halten sei, und fragen wir, ob es berechtigt sei, von einer Realutopie des Nazareners zu sprechen. Gewiss, er hat die Nächstenliebe gepredigt. Aber er scheint dabei bloss an das Seelenheil einer Minderheit, nicht an eine Verbesserung der ganzen Menschengesell-

schaft, also eben nicht an ein zu erstrebendes «Land Utopia» gedacht zu haben. Das Vertrauen in den sozialen Erfolg seiner Liebespredigt fehlte ihm. Er sei nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert, erklärt er (Matthäus 10, 34). Wie immer das zuverstehen sei, eine bessere Welt wird damit jedenfalls nicht angekündigt, und die Christenheit hat das sonderbare Wort des «Friedensfürsten» mit der blutigen, grossenteils von religiösem Fanatismus angeheizten Geschichte zweier Jahrtausende reichlich wahr gemacht.

Jesus selber glaubte das Weltende nahe. Was er für die «Endzeit» voraussah, hat alles andere als utopischen Charakter. Kriege, Greuel der Verwüstung, Hungersnöte, Erdbeben, Herrschaft von Irrlehren sind der Inhalt seiner Prophezeiung (Matth. 24, 4–31). Beendigt werden diese Drangsale durch das göttliche Weltgericht (Matth. 25, 31–46). Geht aus ihm die realisierte Utopie hervor? Ja, doch nur für jene Dickhäuter, die imstande sind, die eigene Auserwähltheit und ewige Seligkeit zu geniessen, während die Verworfenen ewige Qualen erleiden. Die Verworfenen sind die grosse Mehrheit, die Auserwählten nur wenige (Matth. 7, 13–14). Welch ein himmeltrauriges Himmelreich!

Der Ausdruck «göttliche Realutopie» wäre auch dann nicht berechtigt, wenn Pfarrer Marti — entgegen den Weissagungen Jesu — bloss an eine im Diesseits zu verwirklichende Herrschaft der Nächstenliebe dächte. Eine solche ist möglich und zu erstreben, aber man wird sie redlicherweise nicht Reich Gottes nennen dürfen. Sie wird keine **göttliche** Realutopie, sondern bloss eine menschenmögliche sein. Naturkatastrophen und sonstige Unglücksfälle, Krankheit und Tod, die Notwendigkeit, Tiere zu töten, und manche andere Uebel würden durch eine noch so allgemein geübte Praxis der Menschenliebe nicht beseitigt; jedenfalls haben wir keine Gewissheit, dass es geschähe. Das klangvolle, mit allen fünf Vokalen ausgestattete Wort «Realutopie» ist vermutlich eine Schöpfung Pfarrer Martis. Dagegen hat er die Wörter «Auferweckung» und «Auferstehung» mit allen anderen Verfassern von österlichen Leitartikeln gemeinsam, und diese Wörter haben bei ihm dieselbe verblasene Bedeutung wie bei allen andern. Im Evangelium des Lukas (24, 39) sagt der auferstandene Jesus zu den Jüngern: «Seht meine Hände und meine Füsse an, dass ich es leibhaftig bin; fühlt mich an und betrachtet mich; ein Geist hat ja kein Fleisch und keine Knochen, wie ihr solche an mir wahrnehmt.» Die Leibhaftigkeit des Auferstandenen bezeugen auch Joh. 20, 27, Mk. 16, 19, Lk. 24, 50 und Apostelgeschichte 1, 9. Nach letzterer Stelle vollzog sich auch die Himmelfahrt Jesu körperhaft, als sinnlich wahrnehmbares Ereignis. Eine symbolische Deutung der Auferstehung ist somit ausgeschlossen, und unabweislich stellt sich die Frage, wo im Weltraum der leiblich Auferstandene sich aufhalte. Aber den von gut honoriertem Bekenntniseifer entflammten Osterleitartikelschreibern scheint diese im besten Sinn naive Frage nie einzufallen.

Kurt Marti ist im übrigen einer der nicht mehr seltenen Pfarrer, die sachte an dem Ast herumsägen, auf dem sie sitzen. Er konstatiert das Abbröckeln der Grosskirchen und meint, desto deutlicher würden dadurch «die Linienführungen der göttlichen Utopie wieder lesbar», um so besser könnten dann die echten Christen «aus der Defensive christlich-kirchlicher Besitzstandwahrung aufbrechen» und sich für das künftige Reich Gottes engagieren. Aus den erwähnten Gründen ist solches Hoffen trügerische Romantik.

Beachtenswert sind die jeweiligen Umgebungen der zeitungspapierenen Christuszeugnisse. In der Oster-«Tat» präsentieren sich neben der «göttlichen Realutopie» die Realpolitiker Präsident Johnson und Bundeskanzler Klaus und ihre Gemahlinnen in Frack und grosser Toilette. In der «National-Zeitung» steht über dem himmelblau gedruckten Titel «Osterzweifel, Osterglaube» die schwarze Schlagzeile «Attentat auf Dutschke / Johnson lehnt Vorschläge Hanois über Treffpunkte ab». Ist es nicht missionarische Kühnheit, wie das Evangelium so inmitten der Sensationen und Staatsaktionen der «Welt» verkündigt wird? Ach, es geschieht nur mit gnädiger **Erlaubnis** der «Welt»! Ich möchte die Miene des Redaktors sehen, dem ein Pfarrer anböte, einmal ausserhalb der Festzeiten einen Leitartikel über den Auferstandenen zu schreiben. Bin ich ein Irrealutopist, wenn ich der Hoffnung Ausdruck gebe, das geschilderte christliche Pressebrauchtum werde in naher Zukunft verschwinden?

Robert Mächler

Befindet sich die Kirche in extremis?

Es wird in letzter Zeit in unseren Freidenkerkreisen immer wieder die Meinung vertreten, dass sich die Kirche auch ohne unser Dazutun rettungslos in extremis befinde. Diese Meinung wird durch die alarmierenden Berichte von leeren Kirchen, sich häufenden Kirchenaustritten und vor allem dadurch genährt, dass sich immer mehr Pfarrer, Theologen, ja sogar Bischöfe von der Kirche abkehren. Wie falsch es aber wäre, sich hier einem verfrühten Optimismus zu überlassen, will der folgende Beitrag darzulegen versuchen.

Man hat der Kirche schon oft prophezeit, dass sie sich in extremis, also in den letzten Zügen liegend, befinde. Aber das hat sich immer wieder als Irrtum herausgestellt. Das Italien des 15. und 16. Jahrhunderts zum Beispiel bestand aus lauter Skeptikern, wenn man vom einfachen Volke absehen will, wie es in diesem Ausmass vielleicht nicht einmal auf das Frankreich des 18. Jahrhunderts zutraf, so dass Erasmus von Rotterdam nicht wenig darüber verblüfft war, dass die Kardinäle von Rom in ihren Gesprächen offen ihrem Zweifel über den christlichen Glauben Ausdruck gaben, während ihm Kleriker zu beweisen suchten, wie unsinnig es sei, an ein Leben nach dem Tode zu glauben. Von den Humanisten ganz zu schweigen.

Aber was nützte das alles? Wer sich mit der Geschichte der Kirche befasst, der weiss, dass ihr eine ungewöhnliche Zähigkeit innewohnt, die nicht zuletzt auf der tiefverwurzelten Gewohnheit ihrer Mitglieder beruht. Man ist Christ, weil es die Eltern und Grosseltern schon waren, weil man in dieser Umgebung aufwuchs. Und nicht zuletzt, weil es als «normal» gilt. Haftet doch dem Freidenkertum nicht selten das Odium von etwas Ausgefallenem an. Was kümmert man sich dar-